

Vorwort

»Die Zukunft ist klein.«

Stephan Reichmann, Haldern Pop-Festivals

»Aber was ist so toll an großen Gehirnen?«

Greg Woolf, Metropolis⁶

Vergliche man Krisen bildsprachlich mit Dämonen, die uns heimsuchen, wohnten wir in pandämonischen Zeiten. Ein bedrohliches Szenario zeichnet sich ab, in dem die Welt, wie wir sie in den Nachkriegsjahrzehnten kannten, an ihr Ende gelangt ist. Die Gleichzeitigkeit von Erschütterungen und schwerwiegenden Herausforderungen, die allesamt an die Substanz unserer Lebensweise gehen, also längst in die Regionen unseres Alltags vorgerückt sind, kennzeichnet unsere Gegenwart. Mit ›uns‹ sind vor allem jene Bewohner des sogenannten Westens gemeint, die in friedlichen und prosperierenden Verhältnissen aufgewachsen sind. Dieses Zeitalter ist vorbei. Globale Migrationsdynamiken erheblichen Ausmaßes konfrontieren uns mit einer ›Weltbevölkerung in Bewegung‹, mit staatlichen ›Territorien im Driften‹. »Das nomadische Jahrhundert« (Gaia Vince)⁷ hat angefangen. ›Heiße‹ kriegerische Auseinandersetzungen haben die schleichende Implosion der Friedensordnung, die nach dem Kalten Krieg ein wichtiges Hoffnungszeichen bildete, beschleunigt.

Gewalttätig hat sich die bereits länger stattfindende Neujustierung der geopolitischen Kräfteverhältnisse offenbart. Nach dem Angriffskrieg Russlands auf die Ukraine und infolge des barbarischen Überfalls der Hamas auf Israel dreht sich die Gewaltspirale unablässig weiter. Teile Europas und des Mittleren Ostens sind in die Farbe des Blutes getaucht. Und nicht erst seit den Zeiten der Pandemie

sind die innerstaatlichen politischen Dissense unaufhörlich im Wachsen. Einstige Opponenten mutierten zu potenziellen oder gar tatsächlichen Feinden. Zivilisierte Diskurse besitzen mittlerweile einen Seltenheitswert. Mancherorts ist der Gesprächsfaden völlig gerissen.

Es zeichnet sich eine beunruhigende Fragmentierung des demokratischen Fundamentalkonsenses ab, dessen Stabilität einer vergangenen Zeit anzugehören scheint. Soziale Spannungen, die ihrerseits von einer populistischen Politik der Emotionen⁸ angefeuert werden, führen immer mehr Bürger und Bürgerinnen über das Regelgefüge der Demokratie hinaus. Die grassierende Ungleichheit hat eine Schiefelage entstehen lassen, die allzu lange ignoriert und kleingeredet worden ist. Als prekär⁹ empfinden nämlich immer mehr Menschen ihre Lebensumstände. Sie versuchen auf einem abrutschenden Hang die Balance zu halten – oft vergeblich. Das Gefühl eines andauernden Auseinanderdriftens und einer Zerfaserung des Zusammenhalts prägt die Atmosphäre, in der manche richtungslos umherirren. Die Klüfte werden tiefer, die Unübersichtlichkeit nimmt zu, die Aggressionen steigen.

Zur Bestätigung dieser Befürchtung erreichte uns im späten Herbst 2023 eine Nachricht, die nahelegt, dass wir uns auf bürgerkriegsähnliche Zustände vorbereiten sollten. Sie stammt aus dem Hause von Elon Musk. Seine Firma ›Tesla‹ beabsichtigt in absehbarer Zeit einen Cybertruck auf den Markt zu bringen, der über 845 PS verfügt, in 2,6 Sekunden von Null auf 100 zu beschleunigen vermag und mit dem Design eines flotten Panzers prunkt. Die SUVs der Gegenwart muten in Vergleich zu diesem Fahrzeug wie schmalbrüstige und bescheidene Anfängerversuche an. Wenn man das Modell dieses Trucks anschaut, kann man das künftige Auto nur noch als eine Waffe bezeichnen, die uns die lästigen Gattungsgenossen und Lifestyle-Konkurrenten buchstäblich vom Leibe zu halten verspricht. Es steht also eine »Todesmaschine« für Zahlungskräftige bereit, ein »tödlich explosives Geschoss«, das uns »in einer Welt, die

man sich kaum anders als feindlich vorstellen mag«, dabei hilft, manische Selbstermächtigungsphantasien in die Wirklichkeit umzusetzen. Die nahe Zukunft lässt sich offenbar bis in den privaten Konsumbereich hinein nur noch mittels Zuhilfenahme eines kriegsästhetischen Reservoirs bebildern.

In seinem Beitrag für die Süddeutsche Zeitung hat der Journalist Gerhard Matzig auf die Ähnlichkeit des Musk-Produkts mit einem nicht unbekanntem faschismuskompatiblen Vorgänger hingewiesen. Anfang des letzten Jahrhunderts hatte Filippo Tommaso Marinetti in seinem Futurismus-Manifest den Rausch der rücksichtslosen und gewalttoleranten Grenzüberschreitung besungen. Mit Blick auf das avantgardistische Vehikel aus der Produktionsstätte von Tesla müsste man schlussfolgern, so Matzig, dass hier ein »euphorisiert durchgeknallter, alles verhöhnender, alles verlachender Erbe des faschistoiden Futurismus« am Werk sei. Das Gefährt könnte aus einem Science-Fiction-Film stammen, aber die perverse Fantasie, die ihm Geburtshilfe geleistet hat, ist allzu real. »Das Auto ist monolithisch stählern dräuend – und wie aus einem Comic, der vom Weltende erzählt. Hoffnung und Zukunft gibt es nur für die, die drin sitzen im Futurismus auf Rädern.«¹⁰ Marinettis einstiges Loblied auf den Zusammenhang von Technik, Maschine, Beschleunigung und Gewalt ist demnach auf einen ebenso ambitionierten wie furchtlosen Erben gestoßen. Der Eskapismus von Elon Musk, der zwischen einer Besiedelung des Planeten Mars und einem Geschwindigkeitsinferno unter irdischen Konditionen changiert, muss als Vorbote künftiger Daseinskämpfe unter überlebensprekären Vorzeichen verstanden werden.

Als dunkles Behältnis, das alle Krisen der Gegenwart überwölbt, verschärft sich in rapidem Tempo die Klimakatastrophe. Diese ist uns buchstäblich auf die Pelle gerückt, denn es gibt keine Möglichkeit mehr, sie zu externalisieren – weder zeitlich noch räumlich. Sie ist geradezu allgegenwärtig. Der von Jorgen Randers herausgegebene Rapport »2052. Der neue Bericht an den Club of Rome« bietet kei-

nerlei Anlass zu Optimismus. Es ist etwas Fundamentales aus dem Ruder gelaufen; und auf ein Abflauen der Schwierigkeiten sollten wir nicht hoffen. Die ökologische Verdüsterung, die sich regional bereits zu Notständen zu verdichten begonnen hat, überlagert als Mega-Krise alle anderen. Das wird auf unabsehbare Zeit auch so bleiben.

Wir benötigen – mehr denn je in den letzten Jahrzehnten – einen illusionslosen Blick auf die Realitäten. Feige Beschönigungen können wir uns nicht länger leisten. Dagegen werden Schulterschlüsse über manche Gräben hinweg nötig sein, damit wir zu kooperativen Praktiken in unseren fundamentalen Überlebensangelegenheiten imstande sind. Fragen des Lebensstils sind nämlich zu Fragen künftiger Über-Lebensstile der Gattung geworden. Üblichkeiten, zu denen auch ein grüngestrichenes ›Weiter so‹ zählt, stehen uns nicht länger zur Verfügung. Allerdings fragmentieren die Diskurse, auf die wir zur Verständigung über die Dringlichkeiten angewiesen sind, zunehmend. In immer kleinteiligeren und verbissener geführten Identitäts- und Kulturdebatten verausgaben wir uns, während ein globales Selbsterhaltungsproblem unsere Welt längst zu erschüttern begonnen hat. Sind wir noch bei Sinnen?

Während diese Zeilen geschrieben wurden, stand die Welt in Flammen. Ganze Landstriche fielen dem Feuer zum Opfer, verheerende Infernos verwüstete Siedlungen und Stadtgebiete, Wälder und Buschland. Im Jahre 1987 sang die australische Band ›Midnight Oil‹ einen aufrüttelnden Song, dessen Refrain-Zeile »How can you sleep while our beds are burning« unvergessen sein dürfte. Angesichts der apokalyptischen Bilder von den seit Wochen anhaltenden Waldbränden in Kanada, vom Flammenfraß auf der Insel Maui oder auf Rhodos verlangt diese Zeile im Grunde keinerlei Kommentar mehr. Anderenorts stehen ganze Regionen – auch in Mitteleuropa – unter Wasser, große Gebiete wurden geflutet, weil von enormem Starkregen heimgesucht. Angesichts dieser Wassermassen ist man geneigt, die Lied- und Leidzeile von ›Midnight Oil‹ umzudich-

ten und die Frage zu stellen, wie man tanzen kann, wenn einem das Wasser bis zum Kinn steht.

In den Hochgebirgen häufen sich zurzeit die Felsstürze, weil der Permafrost – der Klebstoff der Bergmassive – wegschmilzt. Die Gletscher verschwinden rapide, so dass diese mancherorts sogar rituell beerdigt werden. Das Amazonasgebiet wiederum trocknet momentan aus, die Bilder versiegter Wassergebiete und ausgetrockneter Flüsse, auf denen Massen toter Fische und anderen Getiers treiben, hinterlassen einen verheerenden Eindruck. Geahnt und vorweggenommen hatte James Graham Ballard diese Entwicklungen in zwei Romanen, die vor mehr als sechs Jahrzehnten erstmals erschienen sind. Sie trugen die kurzen und heute erst recht vielsagenden Titel ›Die Flut‹ und ›Die Dürre‹. Sie gelten zurecht als der Anfang der Climate-Fiction-Literatur.

Schauen wir kurz zurück. In den Sommermonaten des Jahres 2023, zu Anfang der Ferienzeit, klebten sich Menschen fest auf den Startbahnen verschiedener Flughäfen. Alsbald wurden die Klebeprotester als »Ökoterroristen« bezeichnet, und es affichierten Zeitungen mit der Überschrift, nun sei »eine rote Linie überschritten«. Aber die Frage sei erlaubt, wer genau hier diese beschworene »rote Linie« überschritten hatte – die Anklebenden oder die Abhebenden, die Erdverbundenen oder die Davonfliegenden? Wenn wir den Unterschied zwischen Störungen und Blockaden auf der einen Seite und ›Terror‹ auf der anderen Seite nivellieren, haben wir jegliches Maß zur Beurteilung der Lage verloren. Gehört unsere Solidarität den – buchstäblich – Erdverbundenen oder den Illusionisten der Lüfte, unser Mitgefühl den Verzweifelten oder den Ignoranten? Von einem »Aufstand der Äste gegen den Baum« sprach C.S. Lewis in seinem Essay ›Die Abschaffung des Menschen‹¹¹ und zielte mit diesem Bild auf die leichtsinnige und verantwortungslose Zerstörung der Grundlagen einer Kultur durch die von ihr zutiefst Abhängigen.

Es zeichnen sich vielerlei Reaktionsmuster auf diese Situation ab. In nicht wenigen Teilen der Bevölkerung ist ein Bewusstsein vor-

handen, dass eine radikale Umsteuerung bisheriger Lebensgewohnheiten erforderlich sei. Das Wissen bleibt jedoch häufig arm an Konsequenzen. Aber auch Angst, Resignation und Verzweiflung sind auf dem Vormarsch wie im Falle der ›Letzten Generation‹ und bei ›Extinction Rebellion‹. Wir sollten uns davor hüten, uns über diese Gefühle und Haltungen hochmütig hinwegzusetzen. Weitverbreitet ist allerdings eine an Verdrängung oder gar Verblendung grenzende Ignoranz. Unlängst wurde das größte Kreuzfahrtschiff der Welt, die ›Icon of the Seas‹, zu Wasser gelassen, die 10.000 Menschen beherbergen kann. Es verfügt über sieben Swimmingpools, einen 17 Meter hohen Wasserfall und vierzig Restaurants neben zahlreichen anderen Attraktionen. Das Schiff ist so umweltfreundlich wie die Titanic unsinkbar, wie es in einem Kommentar hieß. Diese ignorante Vergnügungssucht stellt nur die Kehrseite eines unübersehbaren Aggressionspotentials auf der Seite der Apologeten der alten Ordnung dar. Hier wird eine hochempfindliche Verzichtsaversion kultiviert. Ein Freund-Feind-Schema, gewürzt mit kruden Verschwörungstheorien unterschiedlichster Provenienz, wird bei allen erdenklichen (und erdachten) Gelegenheiten bereitwillig mobilisiert. Der Wille zum Widerstand gegen jegliche Einschränkung gebiert im Einzelfall Tötungsfantasien, wie sie die Galgen symbolisieren, die dem politischen Gegner entgegengestreckt werden.

Die Leugnung kommt auch höflicher daher, gleichsam im Gewand firmeneigener Aufklärung. Ende des Jahres 2023 verkündete Carsten Spohr, der Präsident der Lufthansa, welche die Blockierer aus den Sommermonaten mit vorweihnachtlichen Schadensersatzklagen überzog, dass »das Thema Flugscham [...] sich stark versachlicht und reduziert« habe. Die Zahl der Flugreisen ist in der als post-coronal empfundenen Zeit tatsächlich enorm gestiegen und entsprechend sind es auch die Konzerngewinne. Flugreisen gehören nun einmal, so Spohr, zu unseren »Lebensstandards« und mit Flugverboten ließen sich nun einmal keine Wahlen gewinnen. Die Flugkonsumenten seien nicht länger aufklärungsresistent, denn sie wis-

sen inzwischen, dass der Flugverkehr lediglich drei Prozent der globalen Emissionen verursache, also eine zu vernachlässigende Größenordnung darstelle. Statt Scham ist nunmehr das erleichterte Gewissen im Flugpreis inbegriffen, zumal der Wunsch nach nachhaltigem Fliegen mit einer bösen Überraschung konterkariert werden muss. »Um alle heutigen Lufthansa-Group-Flüge mit nachhaltigem Kraftstoff betanken zu können, bräuchten wir die Hälfte des deutschen Stroms, also ganz grob den gesamten regenerativen Strom Deutschlands.«¹² Weil letzteres niemand wollen kann, erst recht nicht die angeblich ökosensiblen Fluggäste, wird der schlechte ›Status quo‹ als das viel kleinere Übel gefeiert und angepriesen.

Auf die Idee, nicht oder wenigstens erheblich weniger zu fliegen, kommen offenbar die Allerwenigsten. Die Möglichkeit des Verzichts scheint keine solche zu sein, jedenfalls nicht zu *unseren* Möglichkeiten zu gehören. Frei und beweglich, wie wir sein möchten, hat sich die einstige Freiheit, etwas *nicht* zu wollen, in einen Zwang, wollen zu müssen, aufgelöst. Gelegentliches und aus Vernunftgründen generiertes Nicht-wollen gehört offenbar nicht länger zum Repertoire unseres Wollens. *Unser Wille kann nur noch wollen.* »Die Autonomie des Menschen verwandelt sich in die Tyrannei der Möglichkeiten«¹³, schreibt bereits vor dreißig Jahren der Soziologe Peter Gross.

Parallel zu den immerfort steigenden Temperaturen bewegen sich auch die Fieberkurven der gesellschaftlichen Auseinandersetzungen. Sie indizieren die Aufwärtsbewegung des Stressniveaus, auf dem wir uns mittlerweile befinden. Konsense sind, wie erwähnt, in weiter Ferne. Die Frage, welche Maßnahmen ergriffen werden könnten, sollten und müssten, ist Gegenstand zunehmend heftiger Zerwürfnisse. Angesichts dieser Lage der Dinge wird es darauf ankommen, klaren Blicks auf die hochproblematischen Realitäten zu schauen, in die wir uns verstrickt haben, die wenig verheißungsvollen Horizonte in Augenschein zu nehmen, auf die wir uns bisher weitgehend ungebremst zubewegen. Mut zu Realismus ist erforderlich. Eine Korrektur wird aber nur dann gelingen, wenn wir uns auch *begrifflich* neu auf-

stellen. Unsere Sprache entscheidet mit über die Angemessenheit oder Unangemessenheit unserer Weltwahrnehmung, über die aus ihr zu ziehenden Konsequenzen und abzuleitenden Praktiken.

Eine zentrale Position wird in diesem Zusammenhang die Kategorie ›Verzicht‹ einnehmen. Wer ihrer Verwendung einen unnötigen Negativismus vorwirft und sanftere Alternativen vorschlägt, erkennt, dass die genannten Krisen, allen voran die ökologische, eine tief-negative Signatur aufweisen. Es ist gleichsam ausgeschlossen, dass wir den bisherigen Pfad unserer weltverzehrenden Reichweitenvergrößerung und unserer ungebremsten Wohlstandsvermehrung weiter beschreiten dürfen, wenn uns daran gelegen ist, die Bewohnbarkeit des Planeten auch in Zukunft zu gewährleisten. An dieser Stelle sei lediglich an einem einzigen Beispiel illustriert, was Reichweitenvergrößerung konkret bedeutet: In den letzten 50 Jahren haben zwei Generationen so viele neue Siedlungsflächen erschlossen und in Anspruch genommen, also Natur domestiziert, wie zuvor 80 Generationen im Zeitraum von 2000 Jahren.¹⁴ Dieser Vergleich erübrigt im Grunde jeden Kommentar.

Es ist jedoch Vorsicht geboten, wenn wir über ›uns‹ sprechen. Denn wer sind ›wir‹? Wen meinen ›wir‹, wenn von ›uns‹ die Rede ist? Wer spricht hier mit welcher Berechtigung über wen? Wir sitzen zwar im gleichen Boot, aber dort nicht am gleichen Platz, am selben Ort. Es befinden sich unzählige Passagiere im stickigen Maschinenraum, wo sie das Blau des Himmels nur aus fernen Erzählungen kennen. Zum ›captains dinner‹ sind längst nicht alle eingeladen. Die Beherbergung in den zahlreichen Zwischendecks verbürgt keinerlei Komfortgleichheit. Klima-Politik ist – nicht zuletzt – Gerechtigkeitspolitik.¹⁵ Allzu viele Wahlmöglichkeiten bleiben uns nicht mehr. Im Grunde existieren nur zwei Optionen. Es bleibt die Möglichkeit, Verzicht und Einschränkungen ungeordnet und durch die Gewalt der Umstände erzwungen zu erleiden, oder diese geordnet, hervorgerufen durch die Vernunft der politischen und persönlichen Entscheidungen, uns selbst aufzuerlegen. Es ergibt keinen Sinn, die

Lage der Dinge mit einer rosa Schleife aufzuhübschen, indem man beispielsweise auf grünes Wachstum setzt, das mit der fragwürdigen Verheißung operiert, ein Immer-mehr sei mit dem Prädikat der Nachhaltigkeit versöhnbar. Im Zentrum aller Vorhaben wird demnach die Entsorgung zwanghaften Wachstums stehen – mitsamt seiner »grünen« Varianten.

Aber wieso sind wir so versessen auf Wachstum und so verzichtsresistent? Warum leiden wir an einer Verzichtsallergie? Vermutlich kränkeln wir schon längst an einer falschen Freiheitsidee, an einer armseligen Auffassung darüber, was uns aufgrund eigener Entscheidungen zustehe und demnach in Reichweite bleiben müsse. Diese eigen-willige Freiheitsvorstellung führt zu einer gravierenden Verkennung der ›menschlichen Kondition«. Sie hat uns mancherlei Abhängigkeiten beschert, in vielerlei Zwänge verstrickt, allerhand Leiden verursacht, zu Gewalt gegen uns selbst animiert. Wir sind zu Opfern von Luxusambitionen geworden, zu Suchtabhängigen von Verhältnissen, die uns nicht länger zwischen Überfluss und Überflüssigem zu unterscheiden erlauben. Entschlackung aus Eigen- und Fremdinteresse ist angesagt, ebenso Abschied von Überflüssigem aus beiderlei Gründen. Es lässt sich jedoch ein besseres und zukunftssträchtigeres Leben vorstellen, wenn wir ›auf Verzicht nicht länger verzichten« und die Attraktivität des Weniger entdecken lernen. Unsere ›Überlebensstile« müssen dringend verhandelt werden. ›Surviving as a Form of Life« hat der niederländische Ethiker Frans Vosman zu Recht *die* Herausforderung der Zukunft genannt.

Eine zentrale Rolle in der Debatte wird also der Begriff der ›Freiheit« spielen. Niemand wird bezweifeln, dass in liberalen Gesellschaften die Freiheit des Einzelnen ein wichtiges Gut darstellt. Aber die Kämpfe, die um diese ausgetragen werden und mittlerweile in teils gewalttätigen Aktionen vor Ort kulminieren, entzünden sich an einer Fetischisierung des Freiheitspostulats. In den letzten Jahrzehnten hat sich nämlich eine Auffassung zu etablieren vermocht, die in vielerlei Hinsicht einer *halbierten Anthropologie* gleicht. In ihr

hat sich das Wissen um die vielfachen Endlichkeiten unserer Existenz verflüchtigt und wurden die sozial-kooperativen Bedingungen unserer Freiheit verwahrlost. Was wir unter den künftigen Bedingungen unserer Existenz weiterhin und *mit guten Gründen* werden Freiheit nennen können, muss demnach dringend neujustiert werden, damit wir die Chance nicht leichtfertig verspielen, die uns die Zeit, die uns bleibt, noch vergönnt.

Unumwunden und auf den Punkt gebracht hat auch der Jurist und Rechtsphilosoph Christoph Möllers davon gesprochen, dass wir werden wählen müssen zwischen geordneten und ungeordneten, also zwischen *zivilisierten* oder durch die ökologischen Umstände bedingten *chaotischen* Limitierungen unserer Freiheiten: »Man könnte eine Klimapolitik, die Rechte einschränkt, auch als Entscheidung für eine kontrollierte und gegen eine unkontrollierte Beschränkung von Freiheit verstehen.«¹⁶ Deswegen ist ein aufgeklärter Begriff von Freiheit auch dazu angetan, den *Gewinn* der Verzichtes zu kartieren, den wir durch letztere einstreichen werden. Die Neuordnung unserer Freiheiten hat nämlich nicht zur Folge, dass wir weniger, sondern dass wir *anders* frei sein werden, vielleicht sogar *besser* frei, wenn diese Formulierung erlaubt ist. Und es ist ebenso wenig ausgeschlossen, dass wir womöglich sogar glücklicher leben werden.

Was kann die Philosophie zur Auseinandersetzung mit dem sich abzeichnenden ökologischen Notstand beitragen? Kann sie Schritt halten mit den akzelerierenden Entwicklungen, mit der Zeit, die davon zu laufen droht? Ist sie in der Lage, den entfesselten Globus¹⁷ ein wenig anzuhalten, indem sie einige hilfreiche Überlegungen bereitstellt? Oder ist sie gezwungen, ihre Kommentare und ihre Ratschläge immer nur konsekutiv, im Grunde also hinterherhinkend und zuspätkommend, zu adressieren? Und wer ist ihr Publikum? Diese Fragen sind allesamt schwer zu beantworten. Dennoch möchte ich den Versuch unternehmen, eine bescheidene Antwort zu geben. Philosophie ist ihrem Wesen nach nicht auf Schnelligkeit an-

gelegt. Sie lässt sich nicht auf Beschleunigung trimmen, denn solchermaßen endete sie in Kurzatmigkeit. Philosophie als hastige Intervention vollzieht sich oftmals im Modus der Schnappatmung. Ihre Gedanken verdampfen mit der Aktualität, auf die sie reagiert. Eine solche Philosophie beruht auf einem Selbstmissverständnis und ist demnach keine.

Was die Philosophie anbieten kann, sind »mentale Landkarten«¹⁸, wie Philipp Blom diese genannt hat. Sie stellen Versuche dar, die Welt und uns selbst neu und anders zu verstehen als bisher. Sie schlagen uns eine vielleicht ungewohnte Perspektive vor. Es handelt sich in diesem Falle um *eine Wahrheit bis auf Weiteres*, die es hoffentlich erlaubt, anders zu navigieren als bisher. »Gedankliche Öffnungen sind die Voraussetzung für praktische Durchbrüche.«¹⁹ Dieser Satz stammt von Hermann Scheer, dem großen, viel zu früh verstorbenen Vordenker einer energiepolitischen Wende zu ausschließlich erneuerbaren Energien. Wir stehen nicht nur vor der Aufgabe, das fossile und atomare Zeitalter zu beenden, sondern auch Begriffe und Gedanken zu entsorgen, die uns bisher so fest im Griff hielten. Dann werden sich auch unsere Praktiken ändern lassen und werden wir neue Institutionen kreieren können. Scheer ließ keinen Zweifel darüber aufkommen, dass jene Wende zu dezentralen Strukturen der Distribution führen müsste. Die jeweilige Energiequelle ruft jeweils andere technologische, organisatorische, finanzielle und politische Anforderungen an ihre Bereitstellung hervor. Atomstrom setzt globale und transnationale Netzwerke voraus und in dieser Größenordnung operierende Organisationen. Regierungen, so Scheer, seien zu einem »integralen Bestandteil der atomaren/fossilen Energiewirtschaft«²⁰ geworden. Die Abhängigkeiten, die bestimmte Energiequellen erzeugen, müssen demnach klar erkannt und benannt werden.

Einen wichtigen Bestandteil dieser Abhängigkeiten bilden die *Zeithorizonte*, die das fossile und das atomare Zeitalter erzeugt haben. Die Folgen der fossilen Energiewirtschaft bekommen wir jetzt

und in Zukunft zu spüren. Die Entsorgung der atomaren Energieversorgung spottet in zeitlicher Hinsicht jeder konkreten Vorstellungskraft. Die zeitliche Ausdehnung der Konsequenzen dieser zwei Zeitalter stehen in einer krassen Spannung zu der Zeit, die uns bleibt, das Ruder wirklich herumzureißen. Die »Zeitfrage« (Hermann Scheer) ist also allesentscheidend. In einem bewegenden Nachruf auf Scherer hatte Peter Sloterdijk diese Zeitfrage angemessen zugespitzt. »Alle Politik ist Zeitpolitik: Sie ist nun in erster Linie der Vollzug der Unterscheidung zwischen ›rechtzeitig‹ und ›zu spät‹. Wer zu spät siegt, hat auch verloren. Wer das Richtige zu spät tut, tut doch das Falsche. Es ist die grausame Ironie dieser Übergangszeit, dass es lange weniger schlimm kommt als angekündigt, bis es schlimmer kommt als befürchtet.«²¹ Diese Sätze sind zu Beginn des Jahres 2011 geschrieben worden. Seitdem hat sich die Grausamkeit dieser »Ironie der Übergangszeit« erheblich gesteigert, aber ebenso das »Bewusstsein für unsere Verwundbarkeit« (Corine Pelluchon)²².

Vor diesem Hintergrund sind wir dazu aufgefordert, die Zeit als eine »existentielle Währung« (Carolin Ehmke) zu betrachten. Das Zeitfenster für Korrekturen und Reformen, die *tatsächlich* nachhaltig sein werden, schließt sich allmählich. Existentiell ist die Währung ›Zeit‹ jedoch nicht nur in Hinblick auf das Leben der Einzelnen, sondern ebenso hinsichtlich des Fortbestands der Gattung unter humanen Bedingungen. Es gibt eine »existentielle Einheit des Menschengeschlechts«²³, die uns zu gravierenden Verpflichtungen, Verzichtleistungen und Einschränkungen auffordert. Diese Einheit steht *nicht* zur Wahl – solange wir uns selbst moralisch ernst nehmen.

Die Zeitknappheit, die uns in ökologischer Hinsicht zu schaffen macht, darf uns nicht dazu verführen, philosophische Schnellschüsse zu produzieren. Philosophie, die diesen Namen verdient, ist vielmehr ein reflexives Anhalten ungestümen, besinnungslosen Vorwärtsdrangs, und inmitten sich überstürzender Ereignisse stellt sie den Versuch einer Unterbrechung der Zeitläufte dar. Sie setzt

jedenfalls die Bereitschaft zur Verlangsamung voraus. Diese Verlangsamung ist jedoch nicht ihr Ziel, sondern lediglich das Mittel zur Gewinnung einer gewissen Klarheit des Denkens, zur Justierung der Wahrnehmung. Ihr etwas späteres Ankommen bei bestimmten Problemlagen muss ihr nicht unbedingt zum Nachteil reichen. Aus der Distanz heraus kann man manchmal etwas besser sehen. Zur Berichtigung mancher Gewohnheiten ist jedenfalls eine Neueichung unserer allzu bequemen, inzwischen verschlissenen Begriffe erforderlich.

Gedankenarmut käme uns in der Lage, in der wir uns befinden, jedenfalls teuer zu stehen. Es ist die Aufgabe der Philosophie, die Welt deuten zu helfen, die schwierigen Wirklichkeiten, in denen wir leben, verstehen zu lernen, unser Tun und Lassen gegebenenfalls zu korrigieren. Man kann ihr nicht verbieten, angesichts der Klimakatastrophe zum Aufgeben zu ermutigen, wie es Gregory Fuller bereits Anfang der neunziger Jahre des letzten Jahrhunderts getan hat. Fuller verlangte damals »eine abgeklärte Akzeptanz« der Dinge und riet zu einer »heitere(n) Hoffnungslosigkeit«. Es seien »die großen Schlachten [...] geschlagen. Alle, alle führten sie zu Pyrrhussiegen. Nun naht die Zeit, wo wir der Hoffnung entsagen, damit unsere Seelen Frieden finden. Die Endzeit bricht an.«²⁴ Diesem Fazit gilt es aber zu widersprechen.

Nicht aufgeben gehört sich – aus elementar-moralischen Gründen. Wir dürfen uns nicht aus dem Staub machen und den Jüngeren und den Kommenden eine verwüstete Erde hinterlassen. Unsere psychische Verfasstheit angesichts der enormen Aufgabe mag diesem Appell nicht gewachsen zu sein. Man muss tatsächlich »können können« und wer das Können nicht mehr kann, hat recht auf unsere Nachsicht und unser Mitgefühl. Die moralische Pflicht behält trotzdem ihre Gültigkeit. Wir werden lernen müssen, das Hinschauen zu üben, und dies heißt nicht zuletzt, nicht immer auf uns selbst zu schauen. »Der Begriff des Guten«, schrieb Iris Murdoch, »widersetzt sich dem Verfall, der Einverleibung in das selbstsüchtige empiri-

sche Bewusstsein.« Und sie fügte den großartigen Satz hinzu: »Güte ist mit dem Versuch verbunden, das Nichtselbst (*unself*) zu sehen, die wirkliche Welt zu sehen und im Lichte eines tugendhaften Bewusstseins auf sie zu reagieren.«²⁵ Es ist wichtig, das Gute nicht mit dem Glück zu verwechseln, jedenfalls nicht mit dem »Glücksdiktat«²⁶, das uns mit mehr oder weniger Zwang dazu auffordert, überall auf ›peak experiences‹ zu lauern. Die Suche nach dem Guten stellt eine Verpflichtung dar. Glücklich-sein gehört nicht zu unseren Pflichten. Die Suche nach ihm ist uns gewiss angeboren. Aber das Glück selbst fällt uns zu, hin und wieder, oftmals in Zufällen, immer als Geschenk.

Die Philosophie, soweit sie praktische Anliegen verfolgt, stützt die Moral des Nicht-Aufgebens. Dennoch steht ihr Demut nicht schlecht zu Gesicht. Die Philosophie löst nicht aufgrund eines besonderen und privilegierten Könnens den gordischen Knoten der gegenwärtigen Verstrickungen, in denen wir uns befinden. *Falsche Bescheidenheit* ist aber auch keine Tugend. »Man kann nicht von der Philosophie verlangen, auf alle Fragen, die sie stellt, eine Antwort zu geben«, schreibt Susan Neiman. »Wenn sie uns aber nicht einmal eine Kostprobe der Orientierung im Denken vorlegt [...], wozu ist sie dann nütze?«²⁷ Mir gefällt die Formulierung »Kostprobe der Orientierung im Denken« außerordentlich. Es ist der Versuch wert, eine solche Kostprobe bereitzustellen und dabei auf ein geneigtes und kooperierendes Publikum zu stoßen.

Jean-Pierre Wils, Kranenburg/Nijmegen im Sommer 2024